

# SÜDSTADT:

# ÄRGER IM PARADIES

Aufbruch in der Südstadt! Das Veedel steht für den Aufbruch der sozialen Bewegungen, der seinen symbolischen Höhepunkt 1980 in der Besetzung des Stollwerck-Geländes fand. Doch die Hausbesetzer von damals sind die Hausbesitzer von heute – und wollen ihre Ruhe haben. Ruhen sie sich auf ihrem Mythos aus? Die Altvorderen stören sich an einer neuen Generation, die andere Vorstellungen hat. So entzündete sich zuletzt ein erbitterter Streit um das geplante Straßenfest »Bunt im Block«, der auch ein Konflikt der Generationen ist. Wie ein Sinnbild für das Ende der Idylle kam es im September zu einem Skandal – ausgerechnet im Bürgerhaus Stollwerck feierten Rechtspopulisten eine Party. Was ist passiert im Veedel, das für mediterranes Flair, lässiges Miteinander und kölsche Toleranz stand?

**D**as Stimmengewirr der Passanten, das Geräusch eines Lieferwagens, der stockend anfährt, jemand schimpft – die Straßengeräusche dringen durch das geöffnete Fenster des kleinen Büros an der Severinstraße. Ursula Jünger sitzt im ersten Stock ihrer Buchhandlung, vom Schreibtisch aus kann sie das Treiben auf der Einkaufsstraße sehen.

73 Jahre gibt es die Buchhandlung Maternus bereits, ursprünglich an der Bonner Straße. Doch 1985 übernahm Ursula Jünger den Betrieb und zog hierhin, auf die andere Seite der Severinstorburg. Für sie ist das »Vringsveedel«, das Viertel rund um die Kirche St. Severin, das kölschste aller Veedel. »Wenn ich über die Straße gehe, höre ich tatsächlich noch echtes Kölsch«, sagt Jünger. Bis 2013 war sie Vorsitzende der IG Severinsviertel, vertrat die Interessen der Einzelhändler, die nach dem Einsturz des Stadtarchivs im März 2009 viele Jahre unter den Folgen litten. An den Wänden von Jüngers Büro hängen Gemälde, die den Archiveinsturz zeigen. Sie stammen vom Südstadt-Künstler Jürgen Schreiber, der sich Gorgonzola nannte. »Sagt Ihnen der Name etwas?«, fragt Jünger. »Er hat auch den Brunnen An der Eiche gestaltet, einer der wenigen Trinkwasserbrunnen der Stadt.« Jünger kennt das Veedel in- und auswendig, obwohl sie gar nicht hier wohnt.

Nach dem Archiveinsturz, den Jünger als Gemälde immer noch täglich vor Augen hat, stand vor dem Maternus-Buchhandel mehrere Jahre ein Bauzaun und schweres Gerät, weil hier die U-Bahn-Station »Kartäuserwall« gebaut wurde. Mittlerweile fährt unter der Severinstraße die Nord-Süd-Bahn, zumindest bis zum Bonner Wall im Süden. Es gab eine heftige Debatte im Stadtrat darüber. Die einen wollten die Züge erst fahren lassen, wenn die gesamte Strecke fertiggestellt sei – aber das würde noch viele Jahre dauern. Weil es auch viel Geld verschlungen hätte, die unbenutzten Stationen instand zu halten, und weil man ein positives Signal in die Südstadt schicken wollte, stimmten Grüne und CDU dafür, den Betrieb aufzunehmen. Voll ist die Bahn selten, die Boulevardpresse hat die Linie schon »Geisterbahn« getauft.

Den Posten als Sprecherin der Einzelhändler hat Jünger mittlerweile abgegeben, doch sie engagiert sich weiter im Vringsveedel. Sei es, dass sie als Vorsitzende des Severinsbürgerpreis e.V. Wolfgang Niedecken die Auszeichnung überreicht, sei es, dass sie sich für die Restaurierung der Statue des Heiligen Severins engagiert. Sie steht an der Kirche Johann Baptist, die man hier »Zint Jan« nennt und die durch den U-Bahn-Bau in Schiefelage geriet. Ein Warnsignal, das man 2004 nicht hören wollte. Viereinhalb Jahre später stürzte an der Strecke dann das Stadtarchiv ein.

»Ein Schock sei das gewesen für alle hier«, sagt Jünger. Niemand habe sich vorstellen können, dass die Normalität einmal zurückkehren werde.

Seit dem Archiveinsturz hat sich die gebeutelte Severinstraße zum Paradebeispiel einer intakten Einkaufsstraße gemausert. Hier stehen die Gegensätze wie versöhnt beieinander, es gibt inhabergeführte Metzgereien und alteingesessene Gemüseläden neben Nagelstudios und Elektro-Ramsch-



**»WENN ICH ÜBER DIE SEVERINSTRASSE GEHE, HÖRE ICH TATSÄCHLICH NOCH ECHTES KÖLSCH«**

URSULA JÜNGER, BUCHHÄNDLERIN

läden, es gibt Bioläden und Discounter, kölsche Kaschemmen, modische Imbisse und italienische Lokale mit betuchtem Stammpublikum. Die Vielfalt zeigt sich auch unter den Passanten. Ein Grüppchen in Büro-Mode schlendert mit Coffee-to-go-Bechern und Sandwiches vorbei. »Die kommen aus dem Rheinauhafen«, sagt Jünger amüsiert. Es freut sie. »Die wollen ja auch mal ein echtes Veedel sehen.« Während der Rheinauhafen ein steriles Büro-Areal ist, das mit Gastronomie-Filialisten und Events mühsam belebt werden muss, ist die Südstadt ein gewachsenes Viertel.

Beim Spaziergang durch die Straßen und Gassen wird Ursula Jünger oft angesprochen. Viele grüßen, aber es werden auch organisatorische Dinge besprochen. »Ich kann das meiste hier auf der Straße regeln«, sagt Jünger. »Das geht schneller und einfacher, als E-Mails hin- und herzuschicken.«

Jünger zeigt den Baum, den der kölsche Krätzchen-Sänger Ludwig Sebus, Jahrgang 1925, in seinem Evergreen »Dä ahle Kuschteiebaum« besungen hat. An der Quentelstraße / Ecke Buschstraße findet man den alten Kastanienbaum. Erstaunlich ist, wie oft sich ruhige Plätze wie dieser auftun, sobald man von der Severinstraße in eine der kleinen Gassen abbiegt. Mitten im Trubel steht auch St. Severin, die prächtigste und zweithöchste der romanischen Kirchen Kölns, gewidmet jenem Bischof, dessen Namen das Veedel trägt.

»Für mich ist die Südstadt vor allem das Severinsviertel«, sagt Jünger. Und so endet der Spaziergang an der Severinstorburg. Dort kann man die steinernen Stufen hinaufgehen und weit in die Severinstraße blicken, die Einsturzstelle des Stadtarchivs hinten am Waidmarkt ist von hier nur zu erahnen. Letztlich ist es nach dem Einsturz hier besser geworden als zuvor. Das Veedel hat jene Buntheit, jenen Mix an Menschen und Lebensstilen, von der die Alt-68er und Stollwerk-Besetzer nur träumen konnten, als sie gegen den damaligen Stadtumbau protestierten.

**A**ber auch gesamtgesellschaftliche Probleme zeigen sich in der Südstadt. In einem Hauseingang schläft ein Obdachloser, in einer Seitenstraße schreien sich zwei Trinker an. Die Gentrifizierung versteckt sich hinter frisch renovierten Fassaden. Seit Jahren steht die Traditionskneipe »Schmitze Lang« leer, doch das gesamte Haus ist komplett saniert. Von den einstigen Gästen würde sich kaum einer diese Wohnlage leisten können. Zudem verschärft die Zweckentfremdung von Wohnraum die Wohnungsnot. Im Severinsviertel gibt es Häuser, die nur noch über AirBnB vermietet werden. Vor einigen Wochen protestierten Südstädter mit einer Demo, die Politik hat das Thema jetzt aufgenommen (siehe Artikel in »Durch die Stadt«) – manch einer sagt, die Stadtverwaltung reagiere schneller als anderswo, wenn es in der Südstadt Protest gebe.

Doch viele der damaligen Hausbesetzer sind zu Hausbesitzern geworden, in der Südstadt oder aber in den Vierteln, die die Ödnis des Reichtums verströmen: Marienburg oder Rheinauhafen. Manchen ist das unangenehm, es passt nicht so recht in ihre Biografien, die vom Engagement für Vielfalt und alternative Lebensentwürfe geprägt sind.

## Segway to Heaven

An der Maria-Hilf-Straße 15-17 kann man Gentrifizierung live beobachten

»Einatmen, ausatmen!« Von diesen sanft gesprochenen Anweisungen werde ich morgens geweckt. Seit ein Yogastudio in unseren Hinterhof gezogen ist, muss ich nur das Fenster öffnen, schon könnte ich in meinem Schlafzimmer alle Übungen mitmachen. Als ich

1989 in die Maria-Hilf-Straße zog, war die Geräuschkulisse ganz anders. Im Hof war eine Autoteilefabrik, LKWs fuhr ein und aus. Auch eine Druckerei war hier, die bis in die 80er Jahre die *Stadtrevue* druckte. Im Jahr 2000 zog die Autoteilefabrik um. Das änderte alles. Die Fabrikräume wurden zu Lofts und Büros umgebaut, heute sind hier Architekten, die Litcologne, Künstleragenturen. Früher lebten viele italienische Familien in der Straße, die sind nicht mehr da. Die Mieten steigen immer noch weiter, im Dachgeschoss wird jetzt eine 80-Quadratmeter-Wohnung

für 1600 Euro vermietet. Trotzdem scheint der Hof seinen Reiz noch nicht verloren zu haben. Jedenfalls surren seit diesem Jahr fast täglich behelmte Menschen auf Segways herein. Unser Hof ist jetzt Bestandteil von Stadtführungen. Hier gebe es ein gelungenes Zusammenleben, höre ich den Stadtführer sagen, im Gegensatz zum Rheinauhafen. Die Menschen schauen sich begierig um, nicken anerkennend, dann schweben sie auf ihrer Plattform davon.

PROTOKOLL: MONIKA PETERS, GESCHÄFTSFÜHRERIN DER STADTREVUE



## Friede im Grünen

Die Südstadt ist auch ein Veedel der Parks

Wer an schönen Tagen durch die Südstadt spaziert, merkt: Hier spielt sich das Leben draußen ab. Auch die Gutverdienenden in ihren sanierten Altbauwohnungen zieht es dann nach draußen, auf die Terrassen der Kneipen und Cafés, aber auch in die Parks. Davon hat die Südstadt einige:

Der Volksgarten im Westen zieht mit See, Tretbootverleih, Spielplatz und Biergarten auch Menschen aus anderen Stadtteilen an. Im Römerpark im Osten trifft man überwiegend Menschen aus dem Veedel. Er grenzt gleich an das Eierplätzchen – wie an kaum einem Ort verdichtet sich hier das Südstadt-Flair. Nur ein paar Schritte weiter, schon steht man am Friedenspark an der alten preußischen Befestigungsanlage, dem Fort I. Der 1914 angelegte Park, der an Oberländer Wall und Südbrücke grenzt,

stammt vom Gartenarchitekten Fritz Encke, der sich in Köln vielerorts verewigte. Neben der pittoresken Stimmung überwuchterter Gemäuer ist der »Bau« eine Attraktion. Ein Bauspielplatz, in dem Generationen von Südstadtkindern Abenteuer erlebten. Die Ausgelassenheit hier nimmt dem finsternen, steinernen Adler, der auf dem alten Kriegerdenkmal wohnt, jede Wucht. Es dauerte aber bis 1985, dass man den Ort, der einst Hindenburgpark hieß, endlich in Friedenspark umbenannte. BERND WILBERG

**M**artin Stankowski geht damit souveräner um. Vor einem Jahr ist er von der Südstadt ins nahe gelegene Pantaleonsviertel gezogen. »Na ja, das ist immer noch irgendwie Südstadt«, sagt er. »In einer Viertelstunde bin ich da.« Die Wege des Stadthistorikers und Autors führen ihn nach wie vor mitten in die Südstadt. Kaffee am Ubierring, Lunch beim Italiener an der Severinstraße. »Die Südstadt«, sagt Stankowski, Jahrgang 1944, »ist irgendwie ein Altenheim meiner Generation.« Der gebürtige Sauerländer lebt seit Ende der 60er Jahre in Köln, gab eine links-katholische Zeitung heraus und gründete die »Stattzeitung« *Kölner VolksBlatt*. Die Stollwerck-Besetzung hat er hautnah miterlebt, später engagierte er sich bei den Grünen, hätte 1988 sogar in den Rat der Stadt einziehen können, verzichtete aber. Stankowski war immer dabei, aber nie an vorderster Front. Er ist nicht einer jener »roten Opas«, wie er sagt, die der jungen Generation erklären wollen, wie man richtig linke Politik betreibt. »Ich habe immer versucht, mitzugestalten«, sagt er. »Aber von außen, ich stand nie in der Verantwortung, hatte nie ein Amt inne.« In vielen Projekten, etwa einer Kampagne gegen rassistische Kontrollen der Bahnpolizei, habe er auch Konservative angesprochen. »Mit anderen Lagern zu kommunizieren, erleichtert es mir, vieles heute leichter zu nehmen.« Stankowski überlegt. »Vielleicht liegt es aber auch einfach daran, dass ich eine glückliche Kindheit hatte.«

Genervt ist Stankowski dennoch: von der zunehmenden Kommerzialisierung des öffentlichen Raums, den die Stadt zulasse. Auch Straßenfeste gebe es genug, sagt er: das Fest auf der Alteburger und Bonner Straße sowie am Chlodwigplatz, die Kneipen-Kampagne Südstadt-Safari, dazu das Straßenfest »Dä längste Desch« auf der Severinstraße – »eine komplett absurde Veranstaltung.« Zudem hat Stankowski fast fünfzig Gastronomiebetriebe entlang der Bonner Straße vom Chlodwigplatz bis zur Eisenbahnunterführung gezählt. Für ihn ist es das Symptom einer »neuen Form von Vergemeinschaftung, die ersatzweise in den Auftritten im öffentlichen Raum gelebt wird – ob das Junggesellenabschiede sind oder Kioske, die jetzt alle mindestens zwei Bänke vor der Tür haben oder eben die Gastronomie.« Das führe zu Konflikten, etwa wenn Außengastronomie die Bürgersteige in Beschlag nehme. Stankowski hat nichts gegen Gastwirte, aber gegen eine Politik und Verwaltung, die nicht eingreife. »Man könnte auch sagen, jetzt reicht es doch mal. Macht doch mal eine Eisdielen in Höhenberg-Vingst auf, da gibt es nämlich keine«, sagt Stankowski. »Kinderärzte, Schornsteinfeger und Notare haben auch keine freie Berufswahl.«

Till Riekenbrauk blickt anders auf die vielen Kneipen und Restaurants. »An lauen Sommerabenden sitzen so viele Menschen draußen, essen und unterhalten sich, es ist fast mediterran. Was gibt es Schöneres?«, sagt er. Seine Begeisterung verwundert nicht: Riekenbrauk ist selbst Gastronom. Als solcher hat er in den vergangenen Jahren Aufsehen in Köln erregt. Erst mit dem »Laden ein« im



**»MAN KÖNNTE DOCH AUCH SAGEN, JETZT REICHT ES MAL. MACHT DOCH MAL EINE EISDIELE IN HÖHENBERG-VINGST AUF, DA GIBT ES NÄMLICH KEINE«**

MARTIN STANKOWSKI, STADTHISTORIKER



**»AN LAUEN SOMMER-ABENDEN SITZEN SO VIELE MENSCHEN DRAUSSEN, ESSEN UND UNTERHALTEN SICH. WAS GIBT ES SCHÖNERES?«**

TILL RIEKENBRAUK, GASTRONOM

Agnesviertel, in dem er wechselnde junge Köche aus der Streetfood-Szene kochen lässt, dann in der Südstadt mit dem Brauhaus »Johann Schäfer«. In der umgebauten Spedition an der Elsaßstraße gibt es vor freigelegten Backsteinwänden eine moderne Interpretation kölscher Gerichte und selbst gebraute Biere. Seine Läden sind beliebt, auch Köln-Tourismus wirbt mit den hippen Neuzugängen und veranstaltet Bierverskostungen im Johann Schäfer. In der Südstadt teilen aber nicht alle die Begeisterung. Da das Brauhaus in einem geschützten Wohngebiet liege, in dem Gastronomie nur ausnahmsweise erlaubt sei, gewährt ihm die Stadt bloß eine Konzession bis 22 Uhr. Die Regelung gilt allerdings für keinen anderen Betrieb in der Umgebung. Die Stadt verweist auf Beschwerden aus der Nachbarschaft. Eine SPD-Staatssekretärin hatte seitenlange Beschwerde-Dossiers zusammengestellt. Riekenbrauk klagt vor Gericht gegen die Stadt, das Urteil steht aus. Er hat ein Ladenlokal direkt nebenan gemietet, dort schickt er seine Gäste hin, wenn das Johann Schäfer um 22 Uhr schließen muss. Riekenbrauk ist auch einer der Initiatoren des Straßenfests »Bunt im Block«, an dem sich im vergangenen Jahr ein heftiger Streit entzündet hat. Die Nachbarin, die sich über das Brauhaus beschwerte, unterzeichnete auch die Petition gegen das Straßenfest. Was hat Till Riekenbrauk nur falsch gemacht?

»Uns muss niemand erklären, wie Nachbarschaft funktioniert. In der Südstadt gibt es ein wirklich gutes nachbarschaftliches Miteinander«, sagt Franz Kirchen. Er kommt vom Sport und trägt noch Trainingsjacke und Turnschuhe, als er auf einen Kaffee ins Café Sur an der Lutherkirche kommt. Franz Kirchen war 28, als er in der Südstadt die Kneipe Backes aufgemacht hat. Das war im Jahr 1983, im Viertel ist er bestens vernetzt. Mit seiner Lebensgefährtin hat er den Protest gegen Bunt im Block organisiert, auch prominente Bekannte wie Arno Steffen oder Tommy Engel haben die Online-Petition unter der Überschrift »Wem gehört die Südstadt?« unterschrieben. Der Streit hat Franz Kirchen mitgenommen. Ein Shitstorm sei über seine Freundin hereingebrochen, er zeigt Screenshots der Schimpftiraden in den sozialen Netzwerken. Auch Franz Kirchen sagt, es gebe schon genug Straßenfeste in der Südstadt. Wenn etwas neues dazukomme, dann sollten das »kleine Akzente in der Nachbarschaft« sein – und keine Großveranstaltungen mit 100.000 Besuchern, wie in einem Flyer für mögliche Sponsoren von Bunt im Block angekündigt wurde. Es scheint, als fühle sich der ehemalige Backes-Wirt überrumpelt vom professionellen Auftreten dieser jungen Menschen, von ihrer geölten PR-Maschinerie und ihrer Meinungsmacht dank großer Gefolgschaft in den sozialen Netzwerken. Franz Kirchen besitzt nicht einmal ein Handy. Er kann nicht glauben, dass Bunt im Block als unkommerzielles Nachbarschaftsfest geplant war. Till Riekenbrauk mag in der Südstadt aufgewachsen sein. Bei vielen älteren Südstädtern bleibt das Gefühl: Da kommt jemand von außen und redet wie ein Manager.



## Die Folklore-Formel

Wie der Südstadt-Rock zum Soundtrack des Kölschtums wurde

Südstadt und Kölschrock – das gehört zusammen wie Franz Beckenbauer und Bayern München. Was vor allem an Wolfgang Niedecken liegt, der vor 40 Jahren an der Teutoburger Straße lebte und arbeitete, wo er übrigens den späteren Malerfürsten Julian Schnabel eine Zeitlang beherbergte. Niedecken, der an den Kölner Werkschulen Kunst studiert hatte, sah sich damals selbst eher als Maler denn als Musiker. Köln war Ende der 70er Jahre nicht mehr auf der Landkarte der Popmusik zu finden. Can hatten sich de facto aufgelöst, Punk und

New Wave fanden in Düsseldorf statt. In diese Ödnis stieß Kölschrock: Niedeckens Musik, für die er bald den kongenialen Gitarristen Klaus »Major« Heuser fand, war zwar damals schon anachronistisch, aber eben auch so unverwechselbar wie eingängig. Niedecken fand im Südstadt-Milieu einen kulturellen Resonanzraum, der vielleicht nicht innovativ war, aber Originalen und Einzelgängern viel Hallraum bot. Die Erfolgsformel lautete: Alternativkultur der Post-68er Jahre geteilt durch kölsche Folklore. Klaus der Geiger und seine proletarisch-anarchische Straßenmusik, der ungeschliffene Blues von Richard Bargel, die Zappa-Adaptionen Gerd Kösters, schließlich Zeltingers feister Brauhaus-Rock: Sie alle prägten das Südstadt-Image, das in Livemusik-Kneipen wie dem Kurfürstehof denn auch Wirklichkeit wurde. Ihren Höhepunkt fand diese Musikkultur mit dem

ersten »Arsch huh«-Konzert gegen Rassismus und Neonazis, zu dem sich am 9. November 1992 100.000 Menschen auf dem Chlodwigplatz versammelten. Diese antirassistische Tradition wird heute vom Edelweißpiraten-Festival im Friedenspark unverkrampft hippiesk weitergeführt. Aber die Geschichte der Südstadt-Musik ist nicht vollständig ohne die Stollwerck-Besetzung (1980) und die bis 1986 währende Nutzung der alten Maschinenhalle unter Leitung des legendären Kunst-Entrepreneurs Ingo Kümmel. Hier wurde experimentiert, hielten Punk und Industrial Einzugs ins Musikleben, installierte Frank Köllges sein Intermission Orchestra. Dass die Kölner Musikszene bis heute von Momenten radikaler Offenheit und Experimentierlust geprägt sind, geht nicht zuletzt auf die Stollwerck-Jahre zurück. FELIX KLOPOTEK

In seinem mit Büchern vollgestopften Büro an der Lutherkirche sitzt Pfarrer Hans Mörnter am Schreibtisch. Er habe nicht viel Zeit, sagt er zunächst, doch am Ende sind es mehr als zwei Stunden, in denen er über die Südstadt erzählt. Zwischendurch nimmt er Telefonate an, um Aktionen gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zu koordinieren. Mörnter fand die Idee für das Nachbarschaftsfest Bunt im Block gut – ein anderes Straßenfest, ohne Bühnen, kleinteiliger. Ein bisschen so wie das Fest, das Mörnter auf der Merowinger Straße und an der Lutherkirche zusammen mit vielen anderen mitorganisiert – im jährlichen Wechsel mit dem Fest an der Bonner Straße, so war es abgesprochen. Mittlerweile aber findet das Fest auf der Bonner Straße jedes Jahr statt und nennt sich »Südstadtfest«, als wenn es das zentrale Fest im Stadtteil wäre. Die Debatte um die Straßenfeste ist ein Streit der Lebensstile, aber auch ein Machtkampf um Präsenz im öffentlichen Raum, gespickt mit vielen Eitelkeiten und strategischen Bündnissen. Ihn habe die Aggression, die Bunt im Block ausgelöst hat, fassungslos gemacht, sagt Mörnter. »Wer Bunt im Block kritisiert, muss auch das Fest auf der Bonner Straße und ähnliche kommerzielle Veranstaltungen kritisieren«, sagt er. Der Streit sei ganz klar ein Generationenkonflikt.

Sind es die alten Recken, die ihre Schlachten am Stollwerck und anderswo geschlagen haben und nun ihre Ruhe genießen wollen? »Ach, von denen, die da schreien, hat doch kaum einer eine Schlacht geschlagen«, sagt Mörnter. »Die meisten tun doch nur so, weil sie mal dabei waren. Die ruhen sich auf ihrem Mythos aus, weil sie denken, sie hätten ihr Lebenswerk vollbracht.« Aber das stimme nicht, es gehe immer weiter. »Ich habe damals in Bonn studiert, bin aber immer zum Stollwerck gefahren zu den Aktionen«, sagt Mörnter. »Ich würde aber nie sagen, ich war Stollwerck-Kämpfer, die Arbeit hat ein kleiner Kreis gemacht.« Mörnter sieht die Entwicklung der Südstadt »kritisch positiv«. Die Atmosphäre sei gut, das soziale Engagement groß. Dass junge Menschen mit neuen Ideen das Veedel bereichern, freut ihn. »Die jungen Leute bleiben nicht mehr zu Hause und gucken Fernsehen, zufrieden mit sich selbst. Die gehen raus, treffen sich, lernen neue Leute kennen. Das ist Austausch – aber manche Alteingesessenen wollen ihre Ruhe haben.«

Aufpassen müsse man aber, dass die Menschen sich die Südstadt noch leisten können. Einen Hausbesitzer habe er neulich dazu gebracht, nicht die Miete zu erhöhen und das Haus nicht luxuriös zu sanieren, erzählt er. Mörnter setzt auf Dialog, doch auch die Stadt müsse entschieden und mutig mehr tun gegen Gentrifizierung und Wohnungsnot, also »etwa Häuser mit erklärtem Vorkaufsrecht kaufen.« Noch gebe es die Chance »die attraktive Mischung mit Geringverdienenden zu sichern«, sagt Mörnter. Oft schon ist der Pfarrer angeeckt, weil er auch zu Themen Stellung bezieht, die seinen kirchlichen Zuständigkeitsbereich überschreiten, wie manche meinen. So sprang er Einzelhändlern bei, die sich sorgten, weil der neue Wochenmarkt auf dem Chlodwigplatz eine zu große Konkurrenz sei.



**»DIE JUNGEN LEUTE BLEIBEN NICHT MEHR ZUHAUSE UND GUCKEN FERNSEHEN. DIE GEHEN RAUS, LERNEN NEUE LEUTE KENNEN. DAS IST AUSTAUSCH – ABER MANCHE ALTEINGESSESSENEN WOLLEN IHRE RUHE HABEN.«**

HANS MÖRNTER, PFARRER



**»DIE SÜDSTADT SOLL NICHT ZUR WOHN- UND SCHLAFSTADT WERDEN.«**

ANDREAS HUPKE, BEZIRKSBUERGERMEISTER

Hier steht der Grünen-Politiker und Bezirksbürgermeister Andreas Hupke und schießt einem herrenlosen Hund Bälle zu. Hupke will weitergehen, doch der Hund lässt nicht ab, und Hupke will ihn auch nicht davonjagen. »Ich bin mit Hunden aufgewachsen«, sagt Hupke entschuldigend. Hupke, der aus der Eifel stammt, hat in den 70er Jahren im Severinsviertel als »Obpicker« gearbeitet. Er bezog eine Zeitlang Sozialhilfe und wurde vom Amt zur Pflichtarbeit herangezogen. Mit Zange und Schubkarre zog er durchs Veedel und hob den Müll von Straße und Spielplätzen auf.

»Das war der Urknall meiner Liebe zur Südstadt«, sagt Hupke, der selbst im Quartier Latäng am Rathenauplatz wohnt. Damals sei die Südstadt von Arbeitern geprägt gewesen, genauer: von Arbeiterinnen, den sogenannten Stollwerck-Mädchen. Vor der Severinskirche steht ein Denkmal für sie. »Das Vringveedel war noch vom Krieg geschunden, die Politik interessierte sich nicht dafür«, sagt Hupke. »Für mich als Bauernsohn war es aufregend, das Arbeiterleben live zu erleben.« Er zeigt auf das Brauhaus Früh em Veedel, die einstige Brennerei Herrmann, die wegen der vielen betagten Stammgäste »Invalidendom« genannt wurde. Hier kehrte Hupke nach der Arbeit ein. »Da standen die Herrmanns mit ihren weißen Schürzen, und wir kamen rein mit unseren Latzhosen und Parkas. Aber wir wurden hier sofort akzeptiert.«

Doch die Tage der Arbeiter-Idylle waren gezählt, die Schokoladenfabrik Stollwerck zog nach Porz und das Severinsviertel wurde zum Sanierungsgebiet erklärt. »Ein mächtiger Politiker hat damals wortwörtlich gesagt, man wolle einen qualitativen Austausch der Bevölkerung erreichen«, so Hupke. Er biegt ab in die Annonstraße, läuft zum ehemalige Stollwerck-Gelände. Natürlich war er mit von der Partie, als 1980 die Fabrik besetzt wurde, um sie vor dem Abriss zu bewahren. Bekanntlich blieb am Ende nur ein einziger Fabrikteil stehen, der Annoriegel. »Das war die erste Welle der Gentrifizierung«, sagt Hupke. Im Jahr 1993 schloss der Fachbereich »Freie Kunst« der Fachhochschule am Ubierring, das Überbleibsel der legendären Kölner Werkschulen. Ein Jahr später traf es die Kölner Kammerspiele, wo Hupke als Bühnentechniker arbeitete. »Damit war das quirlige, kreative Leben erloschen.« Deshalb freut sich Hupke auch, wenn junge Menschen das Viertel beleben. Deshalb hat er versucht, Bunt im Block zu unterstützen. Eine Mehrheit in der Bezirksvertretung war schon organisiert – doch die Stadtverwaltung fuhr ihm in die Parade. Jetzt unterstützt er die Betreiber des Johann Schäfer, damit sie länger öffnen dürfen. Hupke ist kein Kritiker der Gastronomie. »Die Südstadt soll nicht zur Wohn- und Schlafstadt werden«, sagt Hupke. Das Hintergrundrauschen des Urknalls seiner Liebe zur Südstadt ist bis heute zu hören. Für manchen hier aber ist das schon eine Ruhestörung.

Text: Anne Meyer, Bernd Wilberg  
Fotos Marcel Wurm



## Am Südhang

Der Weinberg am Chlodwigplatz ist fertig. Binahe jedenfalls

Rotwein ist ein wichtiges Thema im Veedel der Toskana-Fraktion. Kein Wunder, dass die Idee, an der Severinstorburg einen Weinberg anzulegen, große Emotionen schürte. Ausgeheckt hatten sie Grüne und CDU nach einer Sitzung der Bezirksvertretung – an der Theke, ist ja klar. Bezirksbürgermeister Andreas Hupke hatte auch gleich den richtigen Mann für diese Aufgabe parat: Thomas Eichert, Südstädter und selbst ernannter Stadtwinzer, der schon Dutzende Kölner Hauswände mit Wein bepflanzt

hat. Alle freuten sich auf die Flaschen mit dem »Blauen Kölner«, die künftig zugunsten des Vringstreiffs versteigert werden sollen. Einzig SPD und Verwaltung ließen sich von der allgemeinen Euphorie nicht besoffen machen. Wenige Tage, bevor die Bezirksvertretung offiziell beschließen wollte, den Weinberg anzulegen, ließ die Stadt den Hang an der Severinstorburg mit Bodendeckern bepflanzen. Nicht das Grünflächenamt hatte sich für diese Friedhofsästhetik entschieden. Bei dem Fleckchen Erde an der Torburg handelt es sich um die letzte im Grundbuch verbriefte Ackerfläche der Innenstadt, weshalb das Liegenschaftsamt dafür zuständig ist. Das Amt konnte den mit großer Mehrheit gefassten Beschluss für den Weinberg nicht einfach so hinnehmen. Man sorgte sich um die Sicherheit

des Winzers. Der Hang könne ins Rutschen geraten. Auch drohe »bei Starkregen und Frosttauwechsel-Beanspruchungen« Mörtel-schlag von der Torburg. Doch schließlich konnten die Bedenken ausgeräumt werden. Im Mai pflanzte Thomas Eichert 50 Reben, ohne dabei erschlagen worden zu sein. Der Wein gedeiht prächtig. Doch noch ist der Weinberg gesperrt, denn der schmiedeeiserne Zaun ist noch nicht fertig. Die Stadt hatte ihn in Auftrag gegeben, um Wildpinkler abzuhalten. Es gebe einen »außerplanmäßigen Mehraufwand bei der Fertigstellung des Zaunes«: Das Schmieden der gerundeten Zaunteile ist schwierig. Dass der verflixte Weinberg aber auch rund sein muss! Zum Glück gibt's guten Rotwein auch in der Toskana. ANNE MEYER